

Völker im Schmelztiegel

Von PETER MUND

Dieser Bericht will einen Einblick in einen der großen Schmelztiegel der Sowjetunion vermitteln, wie sie in großer Anzahl über das Gesamtgebiet des Riesenreiches verstreut, dazu dienen, widerspenstige und eigenwillige Völker in brauchbare Glieder des Sowjetstaates umzuschmelzen. Er beruht auf dem, was ich in den langen Jahren meines Aufenthaltes in einem dieser Gebiete gesehen, gehört und am eigenen Leibe erfahren habe. So entsteht ein Bild vom Leben dieser Volksteile; von dem, was von ihrem alten Volkstum und ihren Anschauungen geblieben ist, und wie unter dem Druck des Staates nach und nach der Einschmelzungsprozeß unaufhaltsam fortschreitet.

Es handelt sich um das Gebiet von Karaganda in der Steppe Ostkasachstans, eines der größten Kohlenbecken der Union mit einem Vorrat von rund 50 Milliarden Tonnen Kohle. Die kasachische Sowjetrepublik ist mit rund 2800000 qkm die zweitgrößte Union (etwa das Sechsfache des früheren Deutschen Reiches). Anfang der dreißiger Jahre begann man mit der Ausbeute der reichen Bodenschätze (Kupfer, Zink, Kohle usw.). Aber erst in den Jahren des „Großen Vaterländischen Krieges“ gewann die kasachische Sowjetrepublik und das Kohlenbecken von Karaganda seine besondere Bedeutung. 1929 wurde Karaganda mitten in der Steppe gegründet. Bis dahin existierte dort nur eine von Engländern ausgebeutete Kupfergrube und zwei Kohlengruben, die zur Verarbeitung des Kupfers angelegt worden waren. Die heute allgemein erzählte Version lautet, man habe die „Ausbeuter“ verjagt, als sich herausstellte, daß die Kupferbarren, die in Kamelkarawanen nach dem Süden geschafft wurden, heimlich geschürftes Gold in sich bargen. Das strenge kontinentale Klima — ich erinnere mich an Temperaturen von -56 Grad Celsius im Winter und $+40$ Grad Celsius im Schatten im Sommer —, sowie Sand- und Schneestürme waren für die Sowjetregierung kein Hindernis, planvoll ein Industriezentrum zu schaffen. So entstand ein neues Strafgebiet, in dem sich, neben den zur Sesshaftigkeit gezwungenen Kasachen, Völkerteile aus allen Gegenden des Reiches sammelten. Während das Lexikon 1939 nur 110000 Bewohner nennt, spricht man heute von rund $\frac{3}{4}$ Million des Gebietes Karaganda. Das typische Merkmal sind neben den Fördertürmen und glühenden Schlackenhalden unzählige Wachtürme der Gefangenenlager. Wenn man den sowjetischen Zahlen Glauben schenken will — und es besteht kein Grund, es hier nicht zu tun —, so sind heute bereits über 100 Schächte in Betrieb neben zahlreichen Fabriken, Sägewerken, Steinbrüchen und anderen Werken.

Die Ureinwohner

Die Kasachen, fälschlich auch Kirgisen genannt, sind ein Turkvolk, das nomadisierend die Gebiete von Kasachstan, Usbekistan und Westchina durch-

zog. Man schätzt ihre Zahl auf 6,5 Millionen. Ein Großteil dieses Volkes ist inzwischen sesshaft gemacht worden. In Südkasachstan sollen sich noch nomadisierende Volksgruppen befinden, die es auch fertigbrachten, sich während des Krieges der Rekrutierung und jedem Arbeitseinsatz durch die Flucht in unzugängliche Gebirgsgegenden zu entziehen. Die Kasachen sind von mittlerem bis kleinem Wuchs mit mongolischen Zügen, bräunlich-gelber Hautfarbe, dunklen Augen und blau-schwarzem straffen Haar. Ihre Gesichter — mit stark ausgeprägten Backenknochen ohne die schrägstehenden Schlitzaugen der Chinesen — erinnern lebhaft an das Aussehen nordamerikanischer Indianerstämme. Auffallend ist auch der eigenartige, etwas schwankende Gang der Männer.

Nachdem die Sowjetregierung sie in den Industriegebieten, besonders auch in und um Karaganda angesiedelt hat, arbeiten sie zum Teil in Bergwerken und Fabriken. Nur im Süden ziehen noch Teile mit ihren Herden umher, während man in Karaganda als einzigen Rest des Nomadendaseins das Kamel als häufiges Zugtier zu sehen bekommt. Die Kasachen sind zur Hälfte Mohammedaner. Schamanismus soll noch bei wilden Stämmen existieren. Während die Männer im Sommer und Winter ihre Wattejacken und Pelze tragen, auf dem Kopf die martialischen Mützen aus Fuchsfell, das bis auf den Rücken hinabreicht, hüllen sich die Frauen in lange weiße Gewänder, die nur Auge und Nase freilassen. Die junge Generation freilich gleicht sich mehr und mehr den allgemeinen Bekleidungsformen an. Alte Frauen bleiben jedoch hartnäckig bei ihren gespenstisch flatternden Gewändern, wenn auch die Verhüllung des Gesichtes allmählich aufhört.

In Erdhöhlen und Lehmhütten leben die Kasachen möglichst in der Nähe von Stammesgenossen. Oft besteht die gesamte Einrichtung ihrer Zimmer nur aus einem niedrigen Tischchen, um das die Familie auf dem Boden herumhockt. Der Kasache hockt, wenn er sich ausruht. Schlafmatten und Decken werden tagsüber zusammengerollt und in einer Kiste verwahrt. Dafür stehen in den weißgekalkten Behausungen oft irgendwelche Errungenschaften der Technik — zum Beispiel ein deutsches Motorrad —, die sie mit kindlicher Freude kaufen, trotzdem sie das Geld sonst ziemlich hüten. Die Russen behaupten, sie sammelten in krankhafter Freude am Geld große Summen an, statt sie auf die staatliche Bank zu tragen. Tatsächlich stellte sich bei der sowjetischen Währungsreform 1947/48 heraus, daß mancher Kasache in grenzenlosem Mißtrauen gegen die Staatsbank Tausende von Rubeln gestapelt hatte, die nun zur hämischen Freude der Russen verfielen.

Von ihren mohammedanischen Gebräuchen sind im öffentlichen Leben noch manche Reste geblieben. Auch wenn es kaum einmal gelingt einen Betenden zu finden, so stellt man doch überall fest, daß selten ein Kasache Schweinefleisch ißt. Und wenn es im Magazin Konserven gibt, dann forscht er lange und sorgfältig, bevor er zugreift, ob es nicht etwa amerikanisches Schweinefleisch ist. Mit dem Wodka nimmt es allerdings heute kaum noch

einer genau, auch wenn man sie nie so sinnlos betrunken sieht, wie es nach der Lohnauszahlung oft bei den Russen zu beobachten ist.

Ab und zu hört man von alten Männern, die ein witziges kleines graues Ziegenbärtchen tragen, als Gruß das alte „Salam“. Das Essen, das ihre Frauen im Sommer auf offenen Herden zubereiten — gerne Hammelfleisch —, kommt im Topf auf den kleinen Tisch und wird mit Löffeln und Fingern verspeist. Tee trinken sie mit Vorliebe, an guten Tagen mit Butter verbessert. Ihre große Leidenschaft — das Tabakkauen und Schnupfen — hat allgemein ansteckend gewirkt, da in den Schächten wegen Gas nicht geraucht werden darf. Ein Schachtarbeiter oder eine Arbeiterin ohne Priemfläschchen ist selten. Es wird viel, kunstvoll und mit Genuß gespuckt.

Obwohl die Regierung die Mehrehe verboten hat, kümmert sich niemand darum, mit wieviel Frauen jemand zusammenlebt. Bei den verzwickten Verwandtschaftsverhältnissen ist auch schwer zu unterscheiden, ob man es mit einer Tochter oder einer Nebenfrau zu tun hat. Immerhin ist bei ihnen der sittenlose Wechsel der Frauen noch nicht so eingerissen; die Liebe zu den Kindern ist gesund und stark. Der Kasache ist ein fleißiger Arbeiter. Seine schlechteste Eigenschaft — wenigstens für unsere Begriffe — ist eine ausgesprochene Hinterhältigkeit. Von Natur aus mit einer gewissen Bauernschläue ausgestattet, arbeitet er sich auch zu höheren Posten empor; die Schlüsselposten freilich bleiben, wie die Kasachen immer betonen, den Russen vorbehalten.

Daraus folgt nun noch nicht eine grundlegende Abneigung gegen alles Russische oder Sowjetische. Gerade die jüngere Generation betrachtet den Kommunismus als Kulturbringer. Die Mehrehe und der Gesichtsschleier aus Pferdehaar wurden abgeschafft. Während unter den Alten viele nicht lesen können, bedient sich die aufstrebende Jugend einer neugeschaffenen Schriftsprache, die in ihren Buchstaben dem russischen Alphabet ähnelt. Es erscheinen eine Reihe Zeitungen und Zeitschriften sowie Bücher in kasachischer Sprache. Ein eigener Sender bringt ausschließlich für sie Sendungen, die für ein europäisches Ohr unerträglich wären. In den Schulen — die Schulpflicht verpflichtet jeden zu mindestens sechsjährigem Schulbesuch — wird Kasachisch als Fach gegeben. Bedenkt man die kindliche Freude an allen technischen Errungenschaften, die ihnen als Geschenk des Kommunismus dargestellt werden, so versteht man, daß dem Kommunismus gerade aus diesem Volk zahlreiche bedingungslose Anhänger zuwachsen. Während des letzten Krieges hat sich mancher Kasache ausgezeichnet. Ein offener Kampf gegen den Mohammedanismus der Alten ist nirgends zu bemerken. Allerdings scheint er unnötig zu sein, da das junge Geschlecht mehr und mehr dem Atheismus zufällt.

Schon kommen hie und da Ehen mit anderen Völkerschaften vor. Von der Propaganda wird diese Tatsache hervorgehoben und empfohlen als Zeichen der Freundschaft unter den Sowjetvölkern. Mit Recht setzen Partei und Staat große Hoffnungen auf dieses Volk.

Ein Räuberstamm

Bis in die dreißiger Jahre hinein war die Heimat der Tschetschenen der Nordkaukasus. Dort lebten sie — rund 400000 Menschen — nomadisierend und räubernd. Und man kann wohl schwerlich unterscheiden, was ihnen größeren Gewinn eingebracht hat. Freude hatten sie sicherlich mehr am Räubern. Wer durch den Kaukasus zog, der hatte immer mit ihren Überfällen zu rechnen, und bis tief in die Sowjetzeit hinein war die Grusinische Heerstraße nach der Türkei eines ihrer Jagdgebiete. Daß sie unter diesen Umständen wenig Neigung zu einem geordneten Leben oder einer staatlichen Bevormundung zeigten, ist wohl verständlich. Zu ihrem alten Haß gegen die russischen Ungläubigen — die Tschetschenen sind Mohammedaner — trat die Feindschaft gegen alles Kommunistische, das ihnen in der Form des Kollektivs drohte. Noch aus den Jahren des Bürgerkriegs zwischen Weiß und Rot waren die Tschetschenen dem Sowjetstaat ein Dorn im Auge, wie so manche andere Kaukasusvölker. Schließlich machte man Anfang der dreißiger Jahre — die Tschetschenen nennen das Jahr 1929, jedoch kann man sich nicht immer auf ihre Zahlen verlassen — reinen Tisch. Überraschend wurden ihre einzelnen Stammesteile von Truppen umstellt und unter Zurücklassung aller Herden und des Eigentums in Güterwagen unter schwerer Bedeckung nach Kasachstan geschafft. Dort lud man sie, zum Teil auf offener Steppe, aus. Sie bauten sich Erdhöhlen und wurden zur Arbeit in den Schächten und Fabriken herangezogen. Daß diese Maßnahme ihre Liebe zum Sowjetstaat nicht gesteigert hat, verhehlen sie auch heute nicht.

Die Tschetschenen sind von mittlerem bis großem Wuchs, meist schlank und sehnig, von brauner Hautfarbe, schwarzem Haar und dunklen Augen. In ihrem Aussehen erinnern sie an Zigeuner. Die Frauen sind früh entwickelt und auffallend schön, werden aber meist schon in jungen Jahren häßlich. Ihre Kleidung ist oft bunt, die Männer tragen ab und zu noch Tatarenkämpchen, die Frauen manchmal silberne Ohrgehänge.

In Karaganda leben sie in ihren Erdhütten und Lehmuden immer auf einem Haufen zusammen. Und es empfiehlt sich nicht, durch diese Siedlungen zu gehen. Sauberkeit und Ordnung wird man vergebens in ihren Unterkünften suchen. Die Einrichtung besteht oft nur aus großen Teppichen oder Matten, die nachts der ganzen Familie als Bett dienen; denn alles schläft zusammen. Tagsüber wird das Lager zusammengerollt. Kisten bergen den kümmerlichen Hausrat. Die Frauen sieht man oft in Krügen von geradezu klassischen Formen Wasser holen. Wenn man mit einem Tschetschenen ein wenig vertraut geworden ist, so gelingt es manchmal, seinen größten Stolz zu Gesicht zu bekommen: einen oder mehrere Dolche und Messer in herrlicher Silberarbeit mit prachtvoller Scheide dazu. Ein Tschetschene ohne handfestes Messer ist überhaupt undenkbar. Schon im Sommer ist es nicht ratsam, allein nach Hause zu gehen, wenn die Schicht um Mitternacht endet. Zumindest schultert man ein langes Beil für den Weg. Im

Winter aber ist es sträflicher Leichtsin. Wer dann in Unterhosen davorkommt, kann von Glück sprechen. Versucht er sich aber gegen drei oder vier Mann, die ihn mit Messern in Schach halten, zu wehren, so ist er ein toter Mann. Auch wer einen der Räuber erkennt, wird sich lange überlegen, ob er ihn bei der Miliz anzeigt, aus Angst, seine ganze Familie könnte niedergestochen werden. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang folgendes Ereignis: Eines Nachts hielten drei mit Messern bewaffnete Tschetschenen einen deutschen Kriegsgefangenen an, der allein, da er ohne Posten gehen durfte, zum Lager ging. Als er bereits seine Sachen auszog, erkannte ihn einer der Räuber und mit den Worten „Das ist ja ein deutscher Kriegsgefangener!“ gaben sie ihm alles wieder, um wenige Minuten später einen russischen Arbeiter bis aufs Hemd auszuziehen. Es war mitten im Winter. Ob die Banden, die zeitweise die Gegend unsicher machten und allgemein unter dem Namen „Die schwarze Katze“ bekannt waren, aus Tschetschenen bestanden, ist schwer zu beweisen, doch wahrscheinlich. So hat der Name „Tschetschene“ die gleiche Bedeutung wie „Räuber“.

Bei diesen Eigenschaften kann man bei ihnen keinen Arbeitseifer vermuten. Sie gelten als faul und sind es. Wie sie es fertigbrachten, sich auch während des Krieges von der Arbeit zu drücken und zu leben, obwohl nur ein Arbeitender Lebensmittelkarten erhielt, ist schwer erklärlich. Statt bei der Arbeit findet man sie auf dem Basar, wo sie handeln, Taschen aufschneiden oder den Tag mit Glücksspielen verbringen. Tritt man nachts in ihre Behausungen, so findet man sie oft beim leckeren Mahl: Hammel mit Grütze. Von mohammedanischen Gebräuchen ist wenig geblieben; sie trinken Wodka und essen zum Teil auch Schweinefleisch. Beim Gebet habe ich nie einen gefunden.

In der Partei oder in bevorzugten Stellungen wird man sie vergeblich suchen. Von staatlicher Seite legt man natürlich keinen Wert auf die Tschetschenen. Von Zeitungen in ihrer Sprache ist erst recht keine Rede.

Die Kulaken

Um das Schicksal der Ukrainer auch nur annähernd zu umreißen, müßte man ein Buch schreiben. Hier soll nur die Rede sein von den ukrainischen Teilen, die nach Karaganda verschleppt wurden.

Den ersten großen Schlag gegen dieses Volk, das ja immer von seiner Unabhängigkeit träumte und daher einer besonders „liebervollen“ Behandlung durch die Regierung gewürdigt wurde, führte man durch die sogenannte „Entkulakisierung“ in den zwanziger und dreißiger Jahren. Die selbständigen Großbauern (Kulaken) wurden von ihren Höfen vertrieben und mit ihren Familien als Staatsfeinde in Strafgebiete verschickt. Ein Gutteil der fünf Millionen liquidierten Kulakenhöfe lag in der Ukraine. Im Gebiet von Karaganda bauten sich die Verbannten nach und nach eigene Siedlungen, die ihren einstigen Dörfern stark ähneln. Das Dörfchen Michailowka

zum Beispiel liegt ganz nahe bei Karaganda und sticht in seiner Bauweise, mit Vorgärtchen und Brunnen, von den elenden Erdhöhlen- und Lehmhüttenansammlungen ringsherum völlig ab. Heute haben viele in ihrem Stall wieder eine Kuh oder ein Schwein stehen. Und man kann wirklich nicht sagen, daß für sie etwa die Lebensbedingungen leichter gewesen wären als für die anderen Völkerschaften. Männer und Frauen arbeiteten bei dem ungewohnten und mörderischen Klima in Bergwerken und auf Baustellen. Erst spät fielen die besonderen Überwachungsmethoden fort, die es ihnen sogar verwehrten, aus der Altstadt in die Neustadt zu fahren. Aber auch heute darf niemand das Gebiet verlassen, um in die Ukraine zurückzukehren, nicht einmal die Kinder. Ab und zu sieht man Reste der malerischen Trachten. Mit großer Freude werden die alten Lieder gehütet und gesungen.

Auch das religiöse Leben ist bei ihnen noch nicht erstorben. Allerdings darf man sich nicht einbilden — wie man es manchesmal in gutgemeinten Aufsätzen liest —, als ob im Geheimen ein ungebrochenes kirchliches Leben blühe. Wenn Vater und Mutter zur Arbeit gehen, dann sind die Kinder völlig dem Einfluß des Kindergartens und der Schule ausgesetzt. So wachsen sie unter der systematischen Erziehung zur Gottlosigkeit auf. Tritt dann noch der Einfluß der staatlich gelenkten Sexualität hinzu, so bleibt ihnen meist nur ein mitleidiges Lächeln für den „Aberglauben der Alten“.

Im Gebiet von Karaganda haben sich die Ukrainer eine kleine Kapelle — angeblich sogar mit Staatszuschuß — eingerichtet. Das sind Dinge, die man staatlicherseits aus Propagandagründen (Religionsfreiheit) zuläßt, da man weiß, daß die Jugend dem Glauben genügend entfremdet ist. Einmal erinnere ich mich, daß zwei junge Leute sich in kirchlicher Form trauen ließen. Aber das war wohl ein höchst seltener Fall.

An leitenden Stellen wird man in Karaganda wenig Ukrainer finden. Im allgemeinen ist man bemüht, die Jugend weitgehend zu russifizieren und sowjetisieren. Dabei ist nicht abzustreiten, daß die staatlichen Stellen sichtbare Erfolge haben.

Während des Krieges siedelte man weitere Tausende Ukrainer zwangsweise nach Kasachstan aus. Diese Maßnahme erfolgte offenbar nicht nur wegen des deutschen Vormarsches; denn man hat sie auch nach Kriegsende dort behalten. Ja, man brachte nach Kriegsende Jahr für Jahr in schwer bewachten Transporten weitere Tausende, die während der deutschen Besetzung ihre Heimat nicht verlassen hatten und nun dafür büßen mußten. Ohne Paß oder mit dem ausdrücklichen Vermerk, daß sie das Verbannungsgebiet nicht verlassen dürfen, haben sie kaum eine Hoffnung, ihre Heimat je wiederzusehen.

Die „Inaktiven“

Der erste Mensch, mit dem ich nach meiner Ankunft in Karaganda auf dem Basar ins Gespräch kam, war eine deutsche Frau, die mich in schönstem

Schwäbisch anredete. Das war durchaus kein Zufall; denn auf Schritt und Tritt trifft man in diesem Gebiet auf Volksdeutsche. Die Geschichte der Volksdeutschen in Rußland ist ein langer Leidensweg. Nachdem Katharina II. deutsche Kolonisten ins Land gerufen und ihnen Boden gegeben hatte, entstanden in Rußland große Gebiete mit rein deutschen Dörfern und Städtchen. Besonders am Schwarzen Meer, im Kaukasus und an der Wolga bauten die Siedler ihre sauberen Dörfer mit Kirche und Schule. Ihr Fleiß schuf ihnen bald Ansehen und Besitz. Eigene Zeitungen in deutscher Sprache erschienen, Saratow hatte sogar ein eigenes Priesterseminar. Da sie ihr Deutschtum nie verleugneten, waren sie schon zur Zeit des ersten Weltkrieges wenig genehm. Der Kommunismus aber spürte in ihnen die ungebrochene Volkskraft, die seinen Ideen völlig ablehnend gegenüberstand. Besonders ihre religiöse Überzeugung — gerade unter den Deutschen befand sich ja eine große Anzahl von Sektenanhängern, die einst ihre Heimat aus religiösen Gründen verlassen hatten — war noch stark. Als die Umerziehungsversuche fehlschlagen — 1926 klagte das Zentralbüro der deutschen Sektion beim Zentralkomitee in Moskau, daß durch die „Inaktivität“ der deutschen Bevölkerung von 80 000 Wirtschaften nur 7 000 die kommunistische Zeitung „Das neue Dorf“ hielten —, bot die Entkulakisierung eine willkommene Handhabe. Von rund 450 000 Bewohnern der deutschen Wolgarepublik wurden 50 000 verbannt. Wieder dienten Kasachstan und Sibirien als Auffangbecken. Aber noch wurde Deutsch als Fach in der Schule gegeben; die Wolgarepublik existierte und immerhin zählte man 1939 im Gebiet der Union rund 1 400 000 Volksdeutsche.

Als dann der zweite Weltkrieg ausbrach, fielen für die Sowjetregierung die letzten Hemmungen fort. Alles, was sie an Volksdeutschen noch erraffen konnte und nicht bereits in der Hand deutscher Truppen war, wurde restlos nach Asien geschafft. Damit war 1942 das Ende der deutschen Siedlungen und der Wolgarepublik gekommen. Bei dieser Verschleppung mußte nicht nur alles Hab und Gut zurückbleiben. Man waggonierte Männer, Frauen, Jugendliche und Kinder in getrennten Transporten ein und lud sie nach langer, qualvoller Reise an verschiedenen, weit voneinander entfernten Teilen Asiens aus, um sie dort zur Arbeit einzusetzen. Fast bis zum Kriegsende wurden sie unter strengster Bewachung gehalten, mit Hunden zur Arbeit geführt und wie Sträflinge behandelt. Dann erst lockerten sich die Maßnahmen. Aber auch heute noch findet man deutsche Frauen und Mädchen im Bergwerk. Sie dürfen das ihnen zugewiesene Gebiet auf Lebenszeit nicht verlassen. Hie und da gelingt es jemand, seine Angehörigen wieder aufzuspüren. Und ein gnädiger staatlicher Erlaß gestattet dann eine Wiedervereinigung der Familie — natürlich nur innerhalb des Strafgebietes.

Teils wohnen die Volksdeutschen noch zusammen — oft hat man nur die Stacheldrahtzäune um sie herum niedergelegt —, teils aber sind sie völlig verstreut unter den fremden Völkerschaften. Während man früher noch viele fand, die kein Russisch verstanden, können heute die Kinder oft die

Sprache der Eltern schon nicht mehr sprechen. Konsequent hat die Regierung Deutsch als Schulfach ausgelöscht; deutsche Zeitungen gehören der Vergangenheit an. Noch sieht man den Wohnungen an, daß sie von Deutschen bewohnt werden; weiß gekalkt und sauber atmen sie einen uns verwandten Geist. Aber alles beschränkt sich auf diesen kleinen Kreis der Familie. In der Öffentlichkeit spricht man miteinander russisch, und wenn die Kinder kein Deutsch mehr verstehen, dann bleibt zu Hause auch nichts anderes mehr übrig. Oft hört man Volksdeutsche mit Sehnsucht von ihrer Heimat sprechen; mit Tränen in den Augen schauten die Älteren den Transporten heimfahrender deutscher Kriegsgefangener nach.

Das religiöse Leben regt sich noch, wenn auch nur bei den Älteren. Die Kinder werden eine Beute des gottlosen Unterrichts in Kindergarten und Schule. In mancher Ecke findet man ein Muttergottesbild oder eine Ikone. Sogar eine schwere, alte Bibel konnte ich entdecken; sorgsam ließ man sie untereinander aus. Auch alte Gebetbücher werden aufgehoben und benutzt. Baptisten zeigten mir die handgemalten Taufurkunden ihrer Laienprediger, und ein deutsches Brautpaar ließ sich in jenen Jahren heimlich von einem kriegsgefangenen Priester trauen. Ich will auch die volksdeutsche Frau erwähnen, deren Vater in den Dienst der MWD getreten war, und die mir an einem Weihnachtsabend erzählte, wie herrlich es gewesen war, als sie noch eine Kirche hatten. Doch all das darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Jugend nach menschlichem Ermessen dem Atheismus rettungslos zufällt.

Als Arbeiter und Mensch ist der fleißige Deutsche allgemein beliebt. Doch darf er auf staatliche Anordnung hin keinen mittleren oder höheren Posten einnehmen. Auch zum Heeresdienst wird kein Deutscher mehr herangezogen. Langsam setzt eine Vermischung mit der übrigen Bevölkerung ein, und die kommunistische Eheauffassung zeigt bei den jungen Menschen ihre zersetzenden Folgen.

Zu diesen Volksdeutschen Rußlands kamen nach Kriegsende noch jene, die von der Roten Armee aus den besetzten Gebieten, besonders aus Jugoslawien und Rumänien herbeigeschleppt wurden. Auch aus Ostpreußen und Schlesien trafen Transporte mit Männern und Frauen ein.

Auch die Russen blieben nicht verschont

Wenn bisher von Völkerteilen die Rede war, die durch planvolle Maßnahmen der Regierung nach Karaganda geschafft wurden, so wollen wir auch einen Blick auf die vielen einzelnen Gruppen tun, die außerdem in diesen Schmelztiegel geworfen wurden. Die größte Gruppe darunter ist ohne Zweifel die russische. Mehrmals war schon die Rede von der Entkultisierung. Dieses Los traf natürlich auch russische Bauern, die nun mit ihren Familien in der Verbannung unter Tag arbeiten mußten. Wer sich irgendwie unbeliebt gemacht hatte oder als unzuverlässig galt, der bekam im Zuge der Säuberungen eine Order nach Asien. So sammelte sich aus allen

Teilen der Föderativen Russischen Sowjetrepublik eine bunte Mischung von Menschen an. Heute behauptet natürlich jeder, er sei in den schweren Jahren, da nur wenige Erdhütten und viele Wachttürme das neue Kohlenbecken anzeigten, freiwillig zum Wohl des sozialistischen Vaterlandes herbeigeeilt. Nimmt man sich aber ein wenig Mühe, so wird man fast bei jedem — zumindest nach Sowjetauffassung — einen dunklen Punkt in seiner Vergangenheit finden. Teils sind es Strafgefangene, die nach Verbüßung ihrer Strafe das Gebiet nicht verlassen dürfen, teils strafversetzte Ingenieure und Direktoren, die hier sozusagen ihre „Frontbewährung“ leisten müssen. Sogar Offiziere und die Gewaltigen der MWD finden sich unter den Gemaßregelten und Degradierten. Gewiß ist diese Mischung sehr bunt. Man findet neben dem ehemaligen Straßenräuber den politisch unzuverlässigen Professor, im ganzen gesehen überwiegt aber leider die Schicht derjenigen, die nun auf Kosten der andern einen neuen Weg zum Aufstieg suchen.

Die wichtigsten Posten im Gebiet von Karaganda liegen in den Händen von Russen, so wie es der Tendenz der Regierung entspricht. Russisch ist selbstverständlich die Verkehrssprache und die heutige Propaganda nimmt sehr national-russische Formen an. Russisch gilt als fortschrittlich; das zeigt sich in der Kleidung, in den Liedern, die gerne und viel gesungen werden, in den Zeitungen, kurz überall. Die Jugend raucht wie die Russen, tanzt wie die Russen, trinkt Wodka wie sie und bemüht sich, etwas von der vielgerühmten „Schirokaja natura“ (etwa „Großzügigkeit“) zu erhaschen. Sämtliche Flüche der Russen, und deren gibt es viele, schmücken die fremden Sprachen. Man hört sie so häufig, daß man meinen könnte, sie ersetzen die Interpunktion. Verstreut und einzeln, so wie sie angekommen sind, so leben die Menschen auch. Religiöses Leben ist kaum zu finden. Fast hat man den Eindruck, als könne man in Karaganda russisch mit kommunistisch und gottlos gleichsetzen. So hat gerade hier der verheerende Verfall der Ehe seine größte Verbreitung, und man kann heute kaum von mehr als einer staatlich gelenkten Sexualität sprechen. Immerhin haben sich viele die natürliche Freude am Kind bewahrt, ein letzter gesunder Rest.

Im übrigen sind die Verschleppten ganz Russen geblieben. Haben sie Geld, so geben sie es bis zur letzten Kopeke aus, verschenken und halten frei, um kurze Zeit später um eine Zigarette fechten zu gehen. Karten werden gerne gespielt, und wer etwas auf sich hält, der spielt Schach. Dafür schätzt man die Arbeit nicht allzu hoch. Maschinen werden mit kindlicher Freude verwendet, und ein deutsches Motorrad sammelt mehr Neugierige um sich als ein — Erstochener. Der Traum eines jeden sind ein Paar Lederstiefel aus Juchten und eine Armbanduhr. Die dauernde Auffüllung des Menschenmaterials aus innerrussischen Gefängnissen hat viel dunkle Existenzen ins Land gebracht. Als wieder ein solcher Transport ankam und einer bei der Registrierung nach seinem Beruf gefragt wurde, gab er zur Antwort: „Ich bin Revisor!“ Und auf den erstaunten Blick des Schreibers hin: „Ich revidiere

fremde Wohnungen und Taschen!“ Kurze Zeit später machte er seinen ersten Überfall.

Nach Kriegsende brachte man außerdem die Angehörigen der Wlassow-armee, die auf deutscher Seite gekämpft hatten, nach Karaganda. So ist heute ein bunter Misch-Masch von Russen aus allen Schichten und Gegenden in Karaganda vereint. Aber die national-russische Propaganda versteht, diesem Gemisch eine gewisse einheitliche Prägung zu geben, die von der Überzeugung bestimmt wird, daß das russische Volk das führende unter den Völkern der Union sein muß. Es gibt auch Freiwillige, die sich zur Arbeit nach Karaganda anwerben lassen. Herumreisende Werber haben sie mit phantastischen Lügen zur Unterzeichnung eines Vertrages bewogen. Sie sind die Einzigen, die nach Ablauf ihrer Frist das Gebiet wieder verlassen können. Jeder andere Russe ist gezwungen, sein Leben hier zu beenden, wenn es ihm nicht gelingt, wieder zu Ehren und Ansehen zu gelangen. Doch wem gelingt das schon? Und wenn, dann unter welchen Opfern! Oder aber er erklärt sich bereit, eine neue Verpflichtung für Sachalin zu unterzeichnen. Doch das ist nur ein Wechsel von einem Schmelztiegel in den andern.

Alles vertreten

Aber die Palette der Völkerschaften ist noch lange nicht erschöpft. Fast wäre es leichter aufzuzählen, welches Volk eigentlich keine Angehörigen in Karaganda hat. Doch verlieren die meisten im Prozeß der Einschmelzung bald ihre Eigenart und tauchen unwiederbringlich unter. Besonders fallen die Zigeuner auf, die von der Regierung als arbeitsscheue und asoziale Elemente hergeschafft wurden. Bunte Gewänder, silberne Ohrringe, schwarzes Haar und viele nackte Kinder im Schmutz vor der Lehmhütte kennzeichnen sie. Sie sprechen noch ihre eigene Sprache, wohnen zusammen und stehlen zusammen. Von der Arbeit halten sie nicht viel, von den Russen ebensowenig. Diese Abneigung scheint aber beiderseitig zu sein. Dennoch schaut jeder gern den schöngewachsenen, rassigen Gestalten der Zigeunerinnen nach.

Während man den Zigeuner im öffentlichen Leben nicht sieht, gibt es kaum eine Stelle, wo man nicht einen Juden findet. Bei der MWD fungieren sie als Dolmetscher und Kommissare, in Magazinen und Lagern haben sie die Posten der Buchhalter und Verwalter, in den Krankenhäusern findet man sie als Ärzte, die oft noch deutsch sprechen und sich gern an ihre Studienjahre in Deutschland erinnern. Nicht unerwähnt darf an dieser Stelle die Fürsorge jüdischer Ärzte und Ärztinnen für die Kriegsgefangenen bleiben, die aus echter Menschlichkeit hervorging. Noch hat sich aber im russischen Volk ein Rest des alten Antisemitismus erhalten, und ich erinnere mich deutlich an einen Starschina der Roten Armee, der mir sagte: „Die Deutschen hätten ruhig alle Juden umbringen sollen!“ Der Russe fühlt, daß er dem Juden im Rechnen und im Geschäft unterlegen ist, und das Schimpfwort „Schid“ hat einen so abfälligen Klang, wie wir ihn eigentlich nur aus

der Nazipropaganda kennen. Von staatlicher Seite bemüht man sich um eine Überbrückung dieser Gegensätze, obwohl man immer ein wachsames Auge auf die Juden hat. Vom mosaischen Glauben konnte ich keine Spur mehr entdecken.

In Büros findet man häufig Koreaner. Mißtrauisch, fleißig und schweigsam, sind sie für den Russen meist ein wenig unheimlich. Dann kommt die große Zahl der verschleppten Männer aus den Randgebieten der Sowjetunion, die Bessarabier, Bulgaren und Polen, die nach und nach in dem Misch-Masch untergehen, ohne sich behaupten zu können. Zwar sprechen sie noch ihre heimatlichen Sprachen, aber sie sind versprengt, leben mit Frauen anderer Völkerschaften zusammen und versuchen, sich möglichst dem russischen Vorbild anzugleichen.

Schließlich sind auch unliebsame Ausländer im Gebiet von Karaganda verschwunden. Sie waren nicht immer von Anfang an unliebsam. So entwickelte zum Beispiel ein reichsdeutscher Ingenieur die ersten Verfahren des Kohlenabbaus in Karaganda und wurde erst 1937 als Staatsfeind liquidiert. Heute trifft man Spanier, die sich nach dem Bürgerkrieg hier in Sicherheit glaubten. Dazu kamen später die Angehörigen der ehemaligen Blauen Division, die man nicht nach Hause läßt, da sie sich geweigert hatten, gegen Franco zu propagieren. Nur zwei von 70 waren dazu bereit gewesen.

Die Internierung bei Kriegsbeginn brachte ferner Angehörige der Feindstaaten in die Lager Karagandas, meist Deutsche und Österreicher. Der Krieg selbst schuf dann die großen Gefangenenlager, die hinter ihrem Stacheldraht Deutsche, Rumänen, Japaner, Italiener, Ungarn usw. festhielten. Ein Teil von ihnen liegt heute in der Wüste verscharrt, ein Teil durfte heimkehren, während andere noch immer in Straflagern festgehalten werden. Es sind zum Großteil japanische Kriegsgefangene.

Wieviel Menschen von den verschiedenen Völkerschaften sich in Karaganda befinden, wird wohl niemand genau wissen. Es ist unmöglich, bei dem ständigen Zustrom einen Überblick zu gewinnen, obwohl niemand das Gebiet verläßt. Am kennzeichnendsten für das Gemisch sind die Friedhöfe in der Wüste, die im friedlichen Nebeneinander die Symbole und Formen christlicher, mohammedanischer, jüdischer, kommunistischer und schamanistischer Menschen zeigen. In wenigen Jahren löscht die Sonne und der Wind alle Unterschiede auch hier aus.

Wer einmal in dieses Gebiet geraten ist, der verläßt es nicht mehr. Ein mehrfacher Sperrgürtel umschließt es dicht, und nicht einmal ein Sowjetoffizier kann ohne einen Sonderausweis durch die Sperrzone hindurchgelangen.

Wem es aber dennoch gelungen ist, durch diesen Gürtel zu gelangen, der wird für sein ganzes Leben die Worte des Liedes im Gedächtnis behalten, die er so oft auf Spruchbändern und Hauswänden gelesen hat: „Es gibt kein anderes Land auf Erden, wo so frei und glücklich lebt der Mensch!“ Und er erinnert sich daran wie an einen furchtbaren Traum.